

**Gott einen Ort sichern.
Begegnung mit einer Pionierin: Madeleine Delbrêl
(1904-1964)**

Skizze des Vortrags (z.T. in Stichworten) vom 4. Mai 2007

Annette Schleinzer

Einleitung

In der Einladung zum Vortrag kam zur Sprache: Könnte man Madeleine Delbrêl nicht so etwas wie die „Patronin eines CityKlosters“ nennen? Schließlich hat sie dreieig Jahre lang in einer kommunistischen Arbeiterstadt gelebt und war davon überzeugt, dass man Gott dort finden und ihm dort auch einen Ort sichern kann.

Ein Text von ihr aus den dreieiger Jahren bestätigt dies:

„Es gibt Leute, die Gott nimmt und in eine besondere Lebensform beruft.

Andere gibt es, die lässt er in der Masse, die zieht er nicht „aus der Welt zurück“.

Es sind Leute, die eine gewöhnliche Arbeit verrichten, die gewöhnliche Verheiratete oder gewöhnliche Unverheiratete sind. Leute, die gewöhnliche Krankheiten und gewöhnliche Traueranlsse haben. Leute, die ein gewöhnliches Haus und gewöhnliche Kleider haben. Es sind Leute des gewöhnlichen Lebens. Leute, die man auf einer beliebigen Straße antrifft.

Sie lieben ihre Tür, die sich zur Straße hin öffnet, wie ihre der Welt unsichtbaren Schwestern und Brüder die Tür lieben, die sich endgültig hinter ihnen geschlossen hat.

Wir ändern, wir Leute von der Straße, glauben aus aller Kraft, dass diese Straße, diese Welt, auf die Gott uns gesetzt hat, für uns der Ort unserer Heiligkeit ist.

Wir glauben, dass uns hier nichts N tiges fehlt, denn wenn das Nötige fehlte, hätte Gott es uns schon gegeben.“¹

1. Biographie

Madeleine Delbrêl wurde 1904 in der südfranzösischen Stadt Mussidan/Dordogne geboren. Aufgewachsen in einem liberalen, religiös indifferenten Elternhaus, wurde sie in ihrer Jugend zur erklärten Atheistin. Schon früh fiel ihre künstlerische und intellektuelle Begabung auf; bereits mit sechzehn Jahren studierte sie Philosophie an der Pariser Sorbonne und belegte Kurse in verschiedenen künstlerischen Disziplinen. Sie schrieb Gedichte, für die sie einen bedeutenden französischen Literaturpreis erhielt. Doch auf ihre leidenschaftliche Frage nach dem Sinn des Lebens fand sie letztlich keine Antwort. „Gott ist tot – es lebe der Tod“, schrieb die Siebzehnjährige in einem Aufsatz.²

Eine tiefe Lebenskrise – ausgelöst durch eine gescheiterte

Liebesbeziehung - und die Begegnung mit jungen Christinnen und Christen leiteten eine Wende ein: „Wenn ich aufrichtig sein wollte, durfte ich Gott... nicht so behandeln, als ob er ganz gewiss nicht existierte. Ich wählte deshalb, was mir am besten meiner veränderten Perspektive zu entsprechen schien: ich entschloss mich zu beten.“³

Dieses Gebet mündete ganz unerwartet ein in die Gewissheit, dass Gott existiert - eine Erfahrung, die Madeleine Delbrêl zeitlebens als überwältigende Umkehr zum Leben empfand.

Nach dieser ihrer Bekehrung war Madeleine Delbrêl erfüllt von dem Verlangen, ihr Leben ganz auf Gott hin auszurichten. Zunächst dachte sie deshalb daran, in den Karmel einzutreten. Je tiefer sie sich jedoch auf das Evangelium einlie, desto bewusster wurde ihr, dass sie einen anderen Weg gehen sollte. Sie suchte nach einer Ausdrucksform, das zu vereinen, was in der kirchlichen Tradition lange als unvereinbar galt: ein Leben, das Gott den ersten Platz einräumen will – dies aber mitten in der Welt, ohne Gelübde, ohne Klausur, in keinem anderen kirchlichen Status als dem der Laien.

Diese Grundentscheidung musste sich dann in einem Milieu bewähren, das für einen praktizierten christlichen Glauben alles andere als günstig erscheinen könnte. Denn 1933 brach sie zusammen mit zwei Gefährtinnen nach Ivry auf, einer Arbeiterstadt in der Bannmeile von Paris, die als erste französische Stadt kommunistisch regiert wurde.  ber dreieig Jahre lang - bis zu ihrem Tod im Oktober 1964 - lebte sie dort. Sie hatte sich zur Sozialarbeiterin ausbilden lassen und arbeitete zunächst im kirchlichen Dienst, dann im Rathaus von Ivry, Seite an Seite mit den führenden Mitgliedern der Kommunistischen Partei. Später gab sie ihren Beruf auf, um ihre Gemeinschaft zu inspirieren, die sich auf achtzehn Frauen vergrößert hatte, und vor allem, um für die vielen Menschen da zu sein, die sie aufsuchten.

Im Umgang mit ihren Nachbarn und Nachbarinnen und in der Auseinandersetzung mit dem Kommunismus wurde ihr immer klarer, dass ein solches atheistisches Milieu besonders günstig ist für den Glauben: „Ivry war meine Schule des angewandten Glaubens.“⁴ Denn wenn es keine gemeinsame christliche Herkunft, keine gemeinsame Sprache und Riten gibt, kann der Glaube nur leben und  berleben, wenn er sich aus dem wirklich Wesentlichen speist.

Ihre Erfahrungen als Christin mitten in einer atheistischen Umgebung verarbeitete sie in zahlreichen Meditationen, Gedichten und Gelegenheitschriften, die im Freundeskreis kursierten. 1957 erschien ihr Buch „Christ in einer marxistischen Stadt“, in dem sie um Verständnis für diejenigen warb, die keinen Zugang zum Glauben mehr haben.

Ihre Texte, die sie schon in den dreieiger Jahren verfasste, zogen all diejenigen an, die nach neuen Wegen der

Evangelisierung Frankreichs suchten. Die Gründer der „Mission de France“ ließen sich von ihr inspirieren; mit zahlreichen Arbeiterpriestern verband sie eine tiefe Freundschaft. Aus Sorge um die missionarischen Bewegungen suchte Madeleine das Gespräch nach allen Seiten und fuhr sogar bis nach Rom; von dort aus ergaben sich unabsehbare weitere Kontakte, in denen sie sich als Ratgeberin für die verschiedensten kirchlichen Gruppierungen erwies. Vor allem in ihren letzten Lebensjahren wurde sie immer häufiger auch von Bischöfen um Erfahrungsberichte gebeten - bis hin zur Bitte um Mitarbeit bei den Konzilsvorbereitungen. Als Madeleine Delbrêl 1964 ganz plötzlich starb, hinterließ sie trotz alledem nicht viel: ihr Buch und einige Texte; einen Freundeskreis, der kaum weiterreichte als über die Grenzen einer kirchlichen Minderheit hinaus. Doch die Ausstrahlung ihrer Botschaft hat unmittelbar nach ihrem Tod eingesetzt.

Wie lässt sich dieses unerwartete Echo auf eine Frau erklären, die nie etwas anderes wollte, als „ein ganz gewöhnliches Leben“ zu leben?

Welche Anregungen kann sie für das CityKloster Bielefeld geben?

Beide Begriffe – „City“ und „Kloster“ - waren für Madeleine Delbrêl zentral. Mit beidem hat sie sich immer wieder auseinandergesetzt.

2. City

Madeleine Delbrêl verbrachte den größten Teil ihres Lebens in einer Stadt: als Jugendliche und als Studentin in Paris, von 1933 bis zu ihrem Tod in Ivry.

Ivry – in der südlichen Bannmeile von Paris – war schon Mitte des 19. Jahrhunderts zu einem wichtigen Industriezentrum der Pariser Region geworden. Bereits in den dreißiger Jahren gab es dreihundert kleinere oder mittlere Fabriken. Damit entstand ein stark wachsendes Proletariat. Die soziale Lage der Arbeiter und Arbeiterinnen war dabei denkbar schlecht. Die einzigen, die sich wirksam um sie kümmerten, waren die Kommunisten, die schon 1925 den Bürgermeister stellten. Ivry wurde unter seiner vierzigjährigen Amtszeit zum Zentrum marxistischer Ausbildung, zum Sitz des Generalsekretärs der Partei.

Der großen Mehrheit der (vorwiegend) kommunistischen und damit meist auch atheistischen Bevölkerung gegenüber stand eine Minderheit von Christen, auf drei Gemeinden verteilt. Sie grenzten sich den Arbeitern / Kommunisten gegenüber scharf ab, lebten in ihrem meist bürgerlichen Milieu wie in einem Ghetto. Das lebendige Gemeindeleben konnte nicht darüber hinwegtäuschen, dass es kaum eine Öffnung nach außen hin gab.

Für Madeleine Delbrêl war es – allein schon von ihrem Beruf als Sozialarbeiterin her – selbstverständlich, sich genauer mit der Stadt auseinanderzusetzen, in der sie lebte. In ihrer Diplomarbeit schreibt sie:

„Eine Sozialarbeiterin, die in der Stadt arbeitet und nicht weiß, dass diese eine Art ‚lebendiger Persönlichkeit‘ ist, leistet keine gute Arbeit“.⁵

Diese „Persönlichkeit“ gilt es zu erkennen, ihren Herzschlag“ zu hören.

„Zu einer Stadt gehören die Kirche und das Rathaus, die Geschäftstraßen, die Fabriken und der Marktplatz. Es gehören zu ihr der Rhythmus der Arbeit, Schulbeginn und Schulschluss, die Sirenen der Fabriken und ihre Fenster, die nachts hell sind; die Wege der Hausfrauen, die Rufe, die über die Straße zu hören sind und die kleinen Spaziergänge der Alten.“⁶

Madeleine Delbrêl schaute auch als Christin auf ihre Stadt und setzte sich mit dem wachsenden Atheismus in Ivry auseinander. Gott schien im Leben der meisten Menschen nicht (mehr) vorzukommen.

„Die neuen Häuser in der Stadt, zum Bersten voll...; das Rathaus, das mit seinen Aktivitäten, Einrichtungen und Veränderungen in immer neuen Wandlungen erscheint; die Kindergärten, Grund- und Berufsschulen; das Arbeitsamt, die Parkanlagen und Sportstadien: alles schweigt auf der ganzen Linie von Gott und so total, dass ich mich dabei ertappe, die Passanten anzublicken, ob nicht wenigstens eine Spur von Staunen bei ihnen zu entdecken sei. Doch die vorübergehenden Leute sind nicht erstaunt... Die Stadt als Stadt gibt Zeugnis von Menschenleben, die sich nicht Gott verdanken. Weder auf einem Straßenschild noch in einem Goldenen Buch noch in einer Karthothek kommt Gottes Name vor.“⁷

Wo sich der Kommunismus in den dreißiger Jahren noch kämpferisch gegen Gott und gegen das Christentum wandte, so macht sich – wie Madeleine Delbrêl gegen Ende ihres Lebens beobachtet – allmählich eine eher indifferente Haltung breit. Gott wird dann nicht mehr geleugnet – er kommt im öffentlichen Bewusstsein gar nicht mehr vor.

Madeleine Delbrêl ist jedoch überzeugt, dass Gott genau da – in dieser Stadt mit ihren Bedingungen – gefunden werden kann; ja, noch mehr: dass ihm genau da „ein Ort gesichert“ werden kann.

„Die ganze Welt erscheint uns wie ein Aug- in Auge mit ihm, dem wir uns nicht entziehen können.

Begegnung mit seiner lebendigen Kausalität im Gedröhn der Straßenkreuzungen.

Begegnung mit seinen Fußspuren auf unserer Erde.

Begegnung mit seiner Vorsehung in den Naturgesetzen.

Begegnung mit Jesus Christus in all den „Kleinen, die ihm gehören“: denen, die physisch leiden, die sich langweilen, die sich ängstigen, denen etwas fehlt...

Warum sollte der Lerchengesang im Kornfeld, das nächtliche Knistern der Insekten, das Summen der Bienen im Thymian unser Schweigen nähren können – und nicht auch die Schritte der Menschenmenge auf den Straßen, die Stimmen der Marktfrauen, die Rufe der Männer bei der Arbeit, das Lachen der Kinder im Park, die Lieder, die aus der Bar dröhnen... All das ist Geräusch von Geschöpfen, die auf ihre Bestimmung zugehen, alles ist ein Widerhall des Hauses Gottes, mag es geordnet oder ungeordnet sein, alles ist Signal des Lebens, das unserem Leben begegnet.⁸

Unter diesen Bedingungen gilt es also, Gott zu finden und ihm einen Ort zu sichern. Das steht für Madeleine Delbrêl gar nicht zur Wahl. Das Evangelium Jesu Christi muss genau da gelebt und verkundet werden, wo es scheinbar nicht vorkommt, wo es unbekannt ist. Ja noch mehr: da die Christen ihren Anteil daran haben, dass Menschen ihren Zugang zu Gott verloren haben, stehen sie geradezu in der Pflicht, ihre Unterlassungen wieder gut zu machen. (Eine solche Unterlassung war es in Ivry z.B., dass sich die Christen nicht wirklich für das Schicksal der Arbeiter interessiert haben; ein Mangel an Güte und Herzensw arme hat – so Madeleine Delbrêl – viele Menschen zum Kommunismus und damit meist in den Atheismus getrieben).

„Wenn wir dafür verantwortlich sind, dass Menschen Gott verloren haben, dann haben wir vielleicht daran zu leiden, vor allem aber müssen wir ihnen Gott zurückgeben. Zwar können wir ihnen nicht den Glauben geben, können aber uns selbst geben. Im Glauben haben wir Gott gefunden; wir können ihn weitergeben, wenn wir uns selbst geben, und zwar hier in unserer Stadt. Es geht also nicht darum, dass wir uns irgendwohin davon machen, das Herz beschwert von der Not der anderen, wir müssen vielmehr bei ihnen bleiben, mit Gott zwischen ihnen und uns.“⁹

Wie hat Madeleine Delbrêl dies versucht? Hier kommt der zweite Begriff ins Spiel: „Kloster“.

3. Kloster

Madeleine Delbrêl hat sich zeitlebens mit ihrer Lebensform und dem damit verbundenen Auftrag auseinandergesetzt. Sie erlebte sich darin immer neu in einer Spannung zwischen herkömmlichen, bewährten Formen und Traditionen und dem Wagnis von etwas ganz Neuem, für das es noch kaum Vorbilder gab.

- Einerseits eine Laiengemeinschaft mitten in der Welt, ohne Gelübde, ohne Klausur, in einem Leben „der Leute von der Straße“ - andererseits der Anspruch, Gott so den ersten Platz einzuräumen, wie das die kontemplativen Orden für sich formulieren. (Ein solches Ineinander galt zur Zeit von Madeleine Delbrêl als fast nicht möglich. Sie

sah sich aber im Zusammenhang mit verschiedenen Bewegungen, die eine neue Form geistlichen Lebens suchten, z.B. die Gemeinschaften im Geiste Charles de Foucaulds...).

- Einerseits Entschiedenheit in Bezug auf die wesentlichen Elementen der geistlichen Tradition (Gebet, Schweigen, Einsamkeit, Gemeinschaft, die evangelischen Räte, Gastfreundschaft... Madeleine hielt all das für unverzichtbar) – andererseits der immer neue Versuch, all dies in das Leben der „Leute von der Straße“ hinein zu übersetzen. (Was heißt z.B. „Gehorsam“ für Leute, die nicht im Kloster leben – dieses Element aber für unverzichtbar halten? Was heißt „Armut“? Was heißt Beten mitten in der Stadt? Wie ist Gemeinschaft zu gestalten, wie die Gastfreundschaft? Usw. – das wäre ein eigener Vortrag wert!)
- Einerseits die feste Verankerung in der Kirche vor Ort – andererseits eine Existenz an der Grenze. (Madeleine Delbrêl erlebte die Christen in Ivry wie „amputiert“ hinsichtlich ihres missionarischen Bewusstseins. Sie sah sich selbst und ihre Gemeinschaft als eine Art Bindeglied zwischen der Pfarrei und den Menschen der Stadt mit ihren säkularen Rhythmen und Vollzügen. Das bedeutete, in eine Spannung zu geraten: es war ihr nicht möglich, sich auf allen Ebenen des Gemeindelebens zu engagieren und gleichzeitig für ihre kommunistischen Nachbarn und Nachbarinnen da zu sein. Sie hat dann eine Option getroffen zugunsten der „Leute von der Straße“.)

Madeleine Delbrêl war immer – auch schon von ihrem Temperament her – eine Frau, die Gegens atzlichstes in sich zu vereinen suchte und es auch konnte. Das machte es anderen aber auch schwer, sie einzuordnen. War ihre Gemeinschaft nun ein „Kloster“ oder nicht? Wie lässt sich ihre Spiritualität fassen: franziskanisch, ignatianisch, karmelitisch – oder noch ganz anders?

Madeleine Delbrêl war von solchen Versuchen der Klassifizierung teils schockiert, teils hat sie sich auch darüber amüsiert - und auf den Heiligen Geist verwiesen... Gerne nannte sie sich und ihre Gemeinschaft auch „Landstreicher“ oder „Partisanen“ im großen Gefüge der Kirche.

Diese „haben keine Generalstabskarte, sie folgen den kleinen Saumwegen. Sie fragen den Herrn nicht, wo sie morgen sein werden, weil sie ohnehin eine Verabredung mit ihm haben werden. Christus selbst ist nämlich ihr Weg.“¹⁰

Ein Weg ohne feste Wegmarken: in Treue zur Überlieferung einerseits – im Wagnis des ganz Neuen und

Unvorhersehbaren andererseits: das gehört wesentlich zum Profil Madeleine Delbrêls. Es gehört wohl auch zum Profil des CityKlosters Bielefeld...

Für Madeleine Delbrêl hieß das auch: Verzicht auf Pläne und Strategien, Verzicht darauf, flächendeckend „ankommen“ zu wollen, ein Markenzeichen vorweisen zu können. Es bedeutete vielmehr, immer neu zu hören, was sein soll – und sich darin der Führung Gottes anzuvertrauen.

Gerade weil ihr Weg aber oft ein solcher Weg „ohne Landkarten“ war, erschien es ihr auch als außerordentlich wichtig, dass es einige fundamentale Gewissheiten des Glaubens gibt, an denen man sich orientieren kann. Ansonsten wäre ein Leben an der Grenze, ein Leben als „Landstreicher“ eher ein „Schleuderkurs“.

Was sind solche Grundlagen für Madeleine Delbrêl?

Gott ist in dieser Welt wirksam anwesend; er liebt das Leben; er ist die Fülle. Niemand soll ohne Perspektive leben, alle sind zur Freiheit berufen. Als Christen und Christinnen sind wir hinein genommen in diese Vision Gottes, in diese Bewegung Gottes, die schon begonnen hat und uns anzieht und verwandelt. Und angesichts der Gnadenlosigkeit unserer Gesellschaft mit ihren verschiedenen Zwängen und Versprechungen, sind wir aufgerufen, die Hoffnung zu bezeugen, die uns geschenkt ist. Deshalb sind die Christen so etwas wie „Übergangsstellen der Gnade“ in dieser Welt. Sie sind dazu beauftragt, das „neue Leben“ mit den anderen zu teilen, vor allem mit denen, die Gott nicht kennen. Die missionarische Dimension ist somit nicht eine „Zutat“ zum „normalen“ christlichen Leben – sondern sie ist der „Normalzustand“ des Christen / der Christin.

„Jesus Christus schickt uns weder in seine Kirche noch in die Welt, damit wir unter großem Aufwand an Zeit und Besinnung uns selbst zum Zeugen aufbauen. Er schickt uns – und zwar auf kürzestem Weg – an seine Arbeit. Diese Arbeit ist für alle noch so verschiedenen Sendungen immer dieselbe: das Evangelium Jesu Christi zu den Menschen zu bringen oder es Menschen zukommen zu lassen, denen es noch nicht verkündigt worden ist.“¹¹

4. Einige Folgerungen aus diesen Gewissheiten

Was folgt nun aus solchen Grundlagen?

a) Sich selbst bekehren lassen

Für Madeleine Delbrêl war die Stadt Ivry mit all ihren Bedingungen – vor allem dem Atheismus – eine besonders günstige Voraussetzung dafür, das Wesentliche des Glaubens zu finden und daraus zu leben.

Eine solche provozierende These hat Madeleine Delbrêl oft in den Raum gestellt. Sie spiegelt zutiefst ihre eigene Erfahrung wider. Oft hat sie erlebt, dass Menschen, die der Kirche fern stehen, die Glaubensinhalte und vor allem

auch die Glaubenspraxis anfragen. Dahinter steht die Frage (auch wenn sie meist gar nicht wortwörtlich so gestellt wird): „Was bedeutet für euch überhaupt glauben? Wozu soll das gut sein?“

Wer als Christ, als Christin, solche Fragen an sich heran lässt, kommt sozusagen „auf den Boden des Glaubens“ und lernt zu unterscheiden, was wirklich der Glaube ist und was nur „eine Kopie“ davon. Leben wir, so lässt sich dann fragen, wirklich aus der ursprünglichen Kraft einer Begegnung, einer Zusage – oder sind wir „Spezialisten der Vergangenheit“, die eine „christliche Mentalität“ hüten und bewahren wollen? Eine solche „christliche Mentalität“ zeigt sich darin, eine bestimmte, geschichtliche gewachsene Ausdrucksgestalt des Glaubens absolut zu setzen; eine bestimmte Gemeinschaftsform für unveränderlich zu halten oder bestimmte Regeln und Gebräuche als Kern des Glaubens zu betrachten.

„Von früheren christlichen Generationen haben wir eine Mentalität übernommen, die an bestimmte religiöse ‚Dimensionen‘ gewöhnt war und ebenfalls an religiöse Verhaltensformen in den menschlichen Beziehungen. Von diesen christlichen Vorfahren haben wir nicht nur den Glauben übermittelt erhalten, durch sie ist uns auch eine beträchtliche Zahl typischer Verhaltensweisen eingeprägt worden. Ohne es zu merken, haben wir uns daran gewöhnt, in den für fast alle Menschen gleichen Umständen nur noch die Rückwirkung des Glaubens auf die Außenseite des Lebens nachzuahmen und dabei oft genug den Glauben mit dieser Nachahmung des Glaubens zu verwechseln.“¹²

Wenn wir nicht bloß eine „Kopie“ des Glaubens leben wollen, wenn wir mehr wollen als eine „friedliche christliche Mentalität“, dann sind wir wohl oder übel gezwungen, selbst zum lebendigen Gott hin umzukehren und all das zu entlarven, was es an „Selbstgestricktem“ in unserem Glaubensleben und im Leben unserer Gemeinden gibt. Christen sind Menschen, die vom Tod zum Leben gekommen sind. – Wo ist das im eigenen Leben spürbar? Inwieweit prägt das den eigenen Alltag mit seinen Widerfahrnissen? ...

b) Das Evangelium öffentlich verkünden

„Glauben heißt reden“ – so schreibt Madeleine Delbrêl einmal sehr lapidar. Es heißt, sich als Christen offensiv und zugleich absichtslos zu Gott zu bekennen und mit anderen darüber zu sprechen.

Offensiv: Madeleine Delbrêl erlebt es immer wieder, dass Christen fast verschämt und quasi entschuldigend mit ihrem Glauben „hinter dem Berg halten“, anstatt sich einzumischen und öffentlich sichtbar und hörbar zu werden.

Dies ist es aber, was der Glaube verlangt. „Evangelisieren heißt reden, um die ‚gute Botschaft‘ zu künden. Heißt jemanden anreden, um ihm eine frohe Botschaft zu künden.“¹³ (Vgl. Paulus auf dem Areopag!)

Absichtslos: dies kann und darf aber nur in völliger Freiheit geschehen.

„Evangelisieren heißt nicht bekehren. Den Glauben verkünden heißt nicht, den Glauben schenken. Wir sind verantwortlich, dafür, ob wir reden oder schweigen, nicht aber für die Wirksamkeit unserer Worte. Gott ist es, der den Glauben schenkt.“¹⁴

Beides zusammen erfordert, dass man einerseits ohne „Pläne, Taktiken und Methoden“ auf andere zugeht – dass man andererseits auch erfinderisch wird für die Kontaktmöglichkeiten, die sich ergeben, und dass man diese nutzt. Es geht dabei immer um Begegnungen – meist mit Einzelnen, um Begegnungen auf Augenhöhe.

„Für viele von uns bedeutet das ‚Geht!‘ des Herrn, eine kontaktlose Nachbarschaft in echte Nähe zu einem wahren Nächsten zu verwandeln; die Wege zu nutzen, die der Herr schon vorgegeben hat, bevor wir unsere eigenen erfinden; das als Programm anzunehmen, was die täglichen Gelegenheiten vorzeichnen.“

In solchen Begegnungen geht es dann in erster Linie darum, Worte und Zeichen für die Botschaft Jesu – und das heißt: vom Leben, von neuen Lebensmöglichkeiten - zu finden. So wie Jesus Christus einzelne Menschen voll Liebe angeschaut hat, sie beim Namen gerufen hat, so verstand Madeleine Delbrêl Evangelisierung vor allem als personale Begegnung von Mensch zu Mensch, in der Sprache des Herzens und der Güte, die die Sprache Jesu ist.

Gerade in ihren letzten Lebensjahren fand Madeleine zu dem oft missverstandenen Wort „Güte“ als einer glaubhaften Verleiblichung der Liebe:

„Die Herzengüte, die von Christus herkommt, von ihm geschenkt wurde, ist für ein ungläubiges Herz eine Vorahnung Gottes selber. Sie hat für das ungläubige Herz den unbekanntesten Geschmack Gottes und macht es föhlsam auf die Begegnung mit ihm hin.“¹⁵

Christen und Christinnen, die auf je gegebene Weise Gott den ersten Platz einräumen, die auch öffentlich dazu stehen und dies anderen mitteilen, schaffen so ein Faktum: In die allgemeine Hypothese, dass es Gott nicht gibt (oder dass er nicht notwendig ist), wird eine Bresche geschlagen. Es gibt Menschen, die ihr eigenes Leben aus der Begegnung mit Gott erklären...

c) Die Grenzsituation aushalten

Eine solche gelebte Nähe zu den Menschen verlangt auch nach dem Gegenpol: nach der Frage des eigenen Standpunkts und der Abgrenzung inmitten einer Umwelt, die eine andere Grundüberzeugung vertritt. Gerade auch hier erweist sich, wie hilfreich die Erfahrungen Madeleine Delbrêls für alle diejenigen sind, die nach neuen Wegen der Verkündigung suchen.

Ihre engen Kontakte mit Nicht-Christen werden ihr zum Anlass für eine tief greifende „Unterscheidung der Geister“.

Sie erlebt z.B. die Kommunisten ihrer Umgebung im Kampf gegen die Armen als so überzeugend, dass sie einen Parteieintritt in Erwägung zieht, um sich selbst diesem Kampf noch wirksamer anschließen zu können.

Das entscheidende „Nein“, zu dem sie dann findet, erwächst ihr aus dem Evangelium: dort findet sie die Gewaltlosigkeit Jesu und seine Liebe, die alle Menschen umfasst. Der Marxismus hingegen - so, wie sie ihn kennen lernt - fordert „im Namen der Liebe den Hass gegen Gott“ und er „hasst Menschen von heute wegen seiner Liebe zur Menschheit von heute und mehr noch wegen seiner Liebe zur Menschheit von morgen.“¹⁶

Madeleine erkennt ein für allemal, dass hier der Kern des Glaubens auf dem Spiel steht: das unteilbare Doppelgebot der Liebe; und dass die prophetisch-kritische Funktion des Glaubens auf dem Spiel steht - gegenüber gesellschaftlichen Werten, Trends und eingeschliffenen Verhaltensweisen, die zur Ideologie neigen. Da sie weiß, wie sehr der Blick für die Würde des Menschen mit dem Blick auf Gott zusammenhängt, kann sie keine verkürzte Wahrheit zulassen, die die Menschen ihrer stärksten Hoffnung berauben würde: der Hoffnung auf endgültiges Ankommen in Gott, auf Gelingen ihres Lebens von ihm her.

Den Glauben verkünden, heißt dann beides: die Sprache der Menschen zu sprechen - aber auch die Sprache Jesu zu sprechen. Denn es „geht nicht nur darum, dass wir ankommen, es geht auch nicht nur darum, dass wir reden, gehört werden und dass wir ‚gefallen‘ - die Botschaft, die wir vermitteln, muss intakt bleiben.“¹⁷

Was damit gemeint sein kann, wird für sie ganz deutlich, als sie den Weg der verschiedenen missionarischen Aufbrüche begleitet. Sie erkennt, mit welcher Großherzigkeit die jungen Priester ihr Leben mit den Armen teilen, wie sich ganz in deren Lebensraum zu „inkarnieren“ suchen, um alle trennenden Hindernisse der Verkündigung abzubauen. Aus eigener Erfahrung weiß sie aber auch, wo die Grenzen einer solchen Identifikation liegen; sie weiß, dass die christliche Präsenz unter Umständen nicht ausreicht. Es braucht darüber hinaus Worte und Zeichen, die in Denkgewohnheiten und Fraglosigkeiten hineintreffen, die befremdlich wirken können und sich nicht von vornherein dem Wunsch derer anpassen, die angesprochen sind.

Wer wirklich Gott verkünden will - und nicht eine eigene Idee - ist dazu gerufen, die Spannung auszuhalten, die auch Jesus aushalten musste: bei aller Vertrautheit mit den Menschen fremd zu bleiben, immer wieder Anstoß zu erregen, abgelehnt zu werden; denn das Wort Gottes kann bisweilen in aller Schärfe Unwahrhaftigkeiten und Zweideutigkeiten ans Licht treten lassen, die gesellschaftlich akzeptiert sind.

Eine solche Eindeutigkeit des Glaubenszeugnisses führt unweigerlich in die Einsamkeit. Die persönliche Gottesbeziehung ist heute nicht mehr vom allgemeinen

Bewusstsein getragen, die Glaubens-Entscheidungen müssen unabhängig von Normen und Regeln selbst verantwortet werden.

Vor allem in einer Umgebung, die aus einer anderen Grundüberzeugung lebt, kann der Glaube zu einem Wüstendasein führen, zu dem Schmerz, ausgesondert zu sein.

„Wenn man sich in seinem eigenen Innern, zwischen der Masse der Menschen und Gott, zur Anerkennung Gottes bekennt, bringt man sich in Gegensatz zur einmütigen Überzeugung der Gemeinschaft, in der man lebt, und wird ihr Gegner, ohne dass die andere Seite etwas davon weiß. Damit nimmt man eine Einsamkeit in Kauf, die keiner anderen gleicht. Man ist ganz und gar allein und ganz und gar solidarisch. Man 'konvertiert', man kehrt um, und das ist schon nicht so leicht. Aber man kehrt um im Namen aller.“¹⁸

Eine solche Einsamkeit bewusst zu bejahen und auszuhalten, ist für Madeleine die tiefste missionarische Kraft gegenüber einer atheistischen Umwelt. Und dies zunächst einmal auch für sich selbst, als vitale Kontaktnahme mit Gott, die Gemeinschaft mit ihm schafft. Je tiefer diese Gemeinschaft ist, desto eher kann sie zu einer Bresche werden, durch die hindurch Gott für andere sichtbar und wirkmächtig werden kann:

„Ich bin ganz sicher, dass die wahre Liebe zu Gott uns in einem ganz wesentlichen Bereich unseres Menschseins einsam werden lässt. Und ich glaube auch, dass Gott diese Einsamkeit braucht, um in die Welt zu gelangen und sie umzugestalten.“¹⁹

Verkündigung des Glaubens kann dann in dieser letzten Konsequenz auch heißen, durch alle erlittene Einsamkeit hindurch eine „Insel göttlicher Anwesenheit“ zu werden:

„Um Gott einen Ort zu sichern. Dafür vor allem der Anbetung überantwortet sein. Das Mysterium des göttlichen Lebens auf uns lasten lassen, bis zum Erdrücktwerden. In den Finsternissen der allgemeinen Unwissenheit Punkte der Bewusstwerdung seines Daseins setzen. Erkennen, dass hier der eigentliche Akt der Erlösung geschieht; glauben im Namen der Welt, hoffen für die Welt, leiden anstelle der Welt.“²⁰

Die Dichte dieses Bekenntnisses lässt die Tiefe und Intensität von Madeleine Delbrêls Gotteserfahrung erahnen, und es ist nicht zu hoch gegriffen, wenn Kardinal Martini sie für eine der größten Mystiker(innen) unserer Zeit hält.²¹ Aber als solche ist sie auch Zeugin für die menschlich unfassbare Fruchtbarkeit eines Lebens, das sich ganz und gar der Liebe aussetzen will.

Zum Schluss möchte ich dem City-Kloster ein Gedicht von Madeleine Delbrêl mitgeben, das mir ganz besonders dazu zu passen scheint: Die Liturgie der Außenseiter.

Liturgie der Außenseiter

Du hast uns heute Nacht
in dieses Café „Le Clair de Lune“ geführt.
Du wolltest dort du selbst sein,
für ein paar Stunden der Nacht.
Durch unsere armselige Erscheinung,
durch unsere kurzsichtigen Augen,
durch unsere liebeleeren Herzen
wolltest du all diesen Leuten begegnen,
die gekommen sind, die Zeit totzuschlagen.
Und weil deine Augen in den unsren erwachen,
weil dein Herz sich öffnet in unserm Herzen,
fühlen wir,
wie unsere schwächliche Liebe aufblüht,
sich weitet wie eine Rose,
zärtlich und ohne Grenzen
für all diese Menschen, die hier um uns sind.
Das Café ist nun kein profaner Ort mehr,
dieses Stückchen Erde,
das dir den Rücken zu kehren schien.
Wir wissen, dass wir durch dich
Ein Scharnier aus Fleisch geworden sind,
ein Scharnier der Gnade,
die diesen Fleck Erde dazu bringt,
sich mitten in der Nacht,
fast wider Willen,
dem Vater allen Lebens
zuzuwenden.
In uns vollzieht sich das Sakrament deiner Liebe.
Wir binden uns an dich,
wir binden uns an sie
mit der Kraft eines Herzens,
das für dich schlägt.
Wir binden uns an dich,
wir binden uns an sie,
damit ein einziges mit uns allen geschehe.

Durch uns zieh alles zu dir..
Zieh ihn zu dir, den alten Pianisten,
der vergisst, wo er ist,
und der nur spielt aus Freude am guten Spiel,
die Geigerin, die uns verachtet
und jeden Strich um Geld verkauft,
den Gitarristen und den Akkordeonspieler,
die Musik machen für Leute,
die ihnen gleichgültig sind.
Zieh ihn zu dir, jenen traurigen Mann, der uns
seine so genannten fröhlichen Geschichten erzählt,
ebenso jenen Trinker,
der gerade die Treppe hinuntertaumelt,
auch jene müde dasitzenden Leute
zieh zu dir hin,
die verlassen hinter ihrem Tisch kauern
und nur hier sind, um nicht anderswo zu sein.

Durch uns zieh sie zu dir hin,
damit sie dir in uns begegnen,
denn du allein hast das Recht, dich ihrer zu erbarmen.
Weite unser Herz, damit es alle zu fassen vermag;
präge sie ein,
damit sie für immer in unser Herz geschrieben seien.

Du wirst uns nachher zum Jahrmarkt führen,
zu einem Platz voller Baracken.
Es wird Mitternacht oder später sein.
Nur jene werden auf dem Pflaster bleiben,
deren Heim und Werkstatt die Straße ist.
Möge der Schlag deines Herzens sich in die unseren
graben,
tiefer als die Pflastersteine in den Boden,
damit ihre traurigen Schritte
auf unserer Liebe dahin schreiten
und diese daran hindere,
noch tiefer im Morast des Bösen zu versinken.

Wir werden auf dem Platz auch Händler treffen,
die Illusionen verkaufen:
unechte Angst, scheinbaren Sport,
trägerische Kunstwerke, gefälschte Ungeheuer.
Sie vertreiben ihre falsche Ware,
damit man damit die echte Langeweile
totschlage,
die alle trübseligen Gesichter
einander so ähnlich macht.
Lass uns Freude finden an deiner Wahrheit,
damit wir uns ihnen zuwenden mit dem wahren
Lächeln der Liebe.

Danach werden wir die letzte U-Bahn nehmen.
Wir werden Leute finden, die dort schlafen.
Leid und Sünde sind unentwirrbar
in ihr Gesicht geprägt.
Auf den fast leeren Bänken der Stationen
sitzen ältere Arbeiter, schwach und erschöpft;
sie warten, bis die letzten Züge vorbei sind,
um dann mit der Ausbesserung der unterirdischen
Schächte
zu beginnen.

Und unser Herz wird immer weiter
und immer schwerer
von der Last vielfacher Begegnung,
immer schwerer von der Last deiner Liebe,
unser Herz,
gebildet von dir,
bevölkert von unseren Schwestern und Brüdern,
den Menschen.
Denn die Welt ist kein Hindernis,
um für sie zu beten.
Wenn einige die Welt verlassen müssen,
um sie zu finden,

so müssen andere in die Welt hineintauchen,
um sich emporzuschwingen
mit ihr
zum gleichen Himmel.
Im Abgrund der Sünden der Welt
Hast du sie zum Stelldichein gerufen;
gekettet an die Sünde
leben sie mit dir einen Himmel,
der sie emporzieht und in Stücke reißt.
Während du fortfährst,
in ihnen die düstere Erde zu besuchen,
erklimmen sie mit dir den Himmel;
zu einer schwerfälligen Himmelfahrt sind sie bereit:
festgehalten im Schmutz,
verzehrt durch deinen Geist,
verbunden mit allen,
gebunden an dich,
beauftragt, im Ewigen zu atmen
wie Bäume für ihre Wurzeln im Boden.

(Madeleine Delbrêl, Der kleine Mönch, 83-86)

(Fußnoten)

- 1 Madeleine Delbrêl, Gott einen Ort sichern. Texte, Gedichte, Gebete, hg. von Annette Schleinzer, Ostfildern ²2003, 32. Im Folgenden: Ort.
- 2 Madeleine Delbrêl, Wir Nachbarn der Kommunisten, Einsiedeln 1975, 42-44. Im folgenden: NK.
- 3 Madeleine Delbrêl, Ville marxiste, terre de mission, Paris ²1995, 223. Im folgenden: VM.
- 4 NK, 261.
- 5 Madeleine Delbrêl, Profession Assistante Sociale. Œuvres complètes, Tome V, Paris: Nouvelle Cité 2007, 100.
- 6 Ebd., 100f.
- 7 Madeleine Delbrêl, Auftrag des Christen in einer Welt ohne Gott, Einsiedeln: Johannes-Verlag 2000, 140f. Im Folgenden: Auftrag.
- 8 Ort, 62; 59f.
- 9 Auftrag, 183.
- 10 Ort, 84.
- 11 Auftrag, 125.
- 12 Ebd., 109.
- 13 NK, 211.
- 14 Ebd., 211.
- 15 Ort, 127.
- 16 M. Delbrêl, Christ in einer marxistischen Stadt, Frankfurt 1974, 67; 61. (CmS).
- 17 Nachbarn, 96.
- 18 CmS, 172f.
- 19 M. Delbrêl, Indivisible Amour, Paris 1991, 101.
- 20 M. Delbrêl, Frei für Gott. Über Laien-Gemeinschaften in der Welt, Einsiedeln 1976, 14.
- 21 Vgl. C.M. Martini, una voce profetica nella città Meditazioni sul profeta Geremia, Casale Monferrato 1993, 128.